

Magazin

Seit 21 Jahren schreibt er täglich an seinem Gedicht

Ein literarisches Monumentalwerk 51'000 Zeilen lang ist der Text «Nicht bei Trost» des Berners Franz Dodel. Was treibt den 73-jährigen Autor an? Und wie soll man das nur lesen?

Regula Fuchs

Die 51'000-Zeilen-Marke wurde kürzlich erreicht. «Nicht bei Trost» ist das längste Gedicht, das im Kanton Bern je geschrieben wurde, vielleicht sogar im deutschsprachigen Raum. Und es wächst weiter, jeden Tag um ein paar Zeilen, wie ein Stalagmit, auf den immer neue Worte tropfen. Der 73-jährige Autor Franz Dodel arbeitet seit 2002 daran; auf seiner Website ist der Fortgang täglich zu beobachten. Dort ist das lyrische Monumentalwerk in ganzem Umfang lesbar.

Ob es die Krähe ist, die den Milan verfolgt, das Laub bei Frost oder der Verweis auf Proust, Dickinson, Hölderlin, Shakespeare oder Ovid: «Nicht bei Trost» ist eine gedanklich in alle Richtungen wuchernde Meditation über das Dasein, die Endlichkeit, das Dichten.

Es sei die «Spur meines Nachdenkens», hat Dodel einmal geschrieben, und woraus sich dieses Denken speist, wird in den Bücherregalen sichtbar, die in seiner Wohnung in Boll stehen. Von allem, was intellektuell anregend sein könnte, ist etwas da: von Augustinus bis Zen, von Brehms Tierleben bis Homer, von Bildbänden über Ikonen bis zu theologischer und philosophischer Literatur. Er habe beim letzten Umzug allerdings einiges an Büchern weggegeben, sagt Dodel, bevor wir uns zum Gespräch hinsetzen.

Franz Dodel, Sie schreiben täglich an Ihrem Gedicht «Nicht bei Trost». Wie muss man sich diesen Schreibakt vorstellen?

Es ist ein bisschen wie ein Bürojob, ich setze mich jeden Morgen hin und verfasse ein paar Zeilen – ausser wenn ich gerade unterwegs bin. Auf Inspiration muss man nicht warten, man muss einfach zu schreiben anfangen.

Wo finden Sie die Themen?

Ich habe keinen Plan, sondern lasse mich von dem leiten, was mir gerade begegnet: in einem Buch, auf einem Ausflug oder vor meinem Fenster. Diese Silberpappel da, auf die ich vom Schreibtisch aus blicke, ist fast unheimlich schön – wenn es windet, glitzern die Blätter wie Pailletten. Natur kommt viel vor in meinem Gedicht, da bin ich ganz Romantiker. Tagesaktuelle Politik dagegen wenig.

Ist das Gedicht auch eine Art Tagebuch?

Nein. Es ist kaum Persönliches drin. Der Tod meiner Eltern kommt vor, einmal geht es um meine Tanten, die alle sehr einsam gelebt haben. Aber über sie schrieb ich, weil mich ihre Einsamkeit berührte, und nicht, weil sie meine Verwandten sind.

Im Moment sind Sie bei etwa 51'000 Zeilen. Sie schreiben aber nicht so ausdauernd, um einen Rekord zu knacken? Nein, überhaupt nicht. Als ich anfang, wusstete ich nicht, ob ich



In Franz Dodels Gedicht «Nicht bei Trost» kommt viel Natur vor. «Da bin ich ganz Romantiker», sagt der Berner. Foto: Beat Mathys

das überhaupt länger durchhalten würde. Es ging mir auch gar nicht so sehr um die Literatur, es war eher eine Selbsterkundung: Geht das überhaupt, über Jahre an einem potenziell endlosen Text zu arbeiten? Wie verändert er sich? Kommt einem immer etwas in den Sinn? Es könnte ja jeden Tag Schluss sein – weil mir nichts mehr einfällt.

Die Form ist seit Beginn dieselbe geblieben: fünf- und siebensilbige Zeilen wechseln sich ab. Erleben Sie diese Beschränkung immer noch als Freiheit, wie Sie in früheren Interviews sagten?

Ja. Die Strenge und Sperrigkeit der Form hat zur Folge, dass man beim Lesen nicht in einen Rhythmus hineinplätschert. Und ich als Autor fange auch nicht an, in diesem Rhythmus zu denken.

Bern extrem



Serie Wir haben uns auf die Suche gemacht. Im ganzen Kanton Bern. Und wir haben Menschen, Orte und Geschichten gefunden, die aus der Masse herausstechen. Die uns in unerwartete Höhen und Tiefen führen, aussergewöhnliche Welten eröffnen, zum Nachdenken bringen. Willkommen im Sommer der Extreme.

Was haben Sie über Ihren Text gelernt in all der Zeit?

Ich habe das Gefühl, dass er in den letzten Jahren langsamer wurde – und dass ich mir selber gegenüber kritischer werde. Und ich erkenne immer wieder: Man kann das, was man sagen will, zwar ansteuern, vielleicht in die Nähe davon kommen, aber am Ende liegt man immer haarscharf daneben. Es bleibt ein Rest an Unsagbarem. Das ist etwas, was die Mystiker schon immer gewusst haben.

Franz Dodel war zuerst Lehrer, studierte dann Theologie und arbeitete später als Fachreferent für Theologie und Religionswissenschaft in der Zentralbibliothek der Universität Bern. Beim Treffen erzählt er davon, dass er kürzlich bei einer Wanderung im Alpstein auf das Wort «Mondmilch» gestossen sei, das auf einer Informationstafel erwähnt wurde: Es bezeichnet eine Kalkablagerung im Gestein, die in Wasser aufgelöst und gegen Sodbrennen getrunken wurde.

Das Wort kommt nun im Gedicht vor – wie alles, was Dodel an interessanten Gedankenflücken aufnimmt und in seinen Text vernäht: «ein Höhleneingang / im Inneren trinke ich / Mondmilch / die den Sod / stillt und das Geblüt versüsst / ein Heilmittel: / Zeit und Raum tropfenweise / gelöst aus dem Berg / und abgesetzt in dünner / milchiger Schicht ein / Hauch wie ewiges Leben»

Sie haben sich selber auch schon gefragt, ob Ihr Text nicht eher ein Gebet sei statt ein

Gedicht. Ist «Nicht bei Trost» eine spirituelle Arbeit?

Nein, und auch alles Esoterische liegt mir fern. Trotzdem gibt es formale Ähnlichkeiten mit dem Gebet: «Nicht bei Trost» hat auch etwas Repetitives. Und es spielt ebenfalls keine Rolle, ob jemand zuhört oder nicht. Aber gesagt muss es werden. Denn was haben wir anderes als Sprache, um uns auszudrücken?

In einer Rezension hiess es einmal, Ihr Text sei in einer «sehr konventionellen» Sprache geschrieben. Hat man da Ihre Absicht verkannt, nicht in erster Linie ein Sprachkunstwerk schreiben zu wollen?

Ja, ich habe diesen Anspruch gar nicht. Mir geht es auch nicht darum, die Sprache allzu sehr zu hinterfragen, ich vertraue der Bedeutung der Wörter.

Konventionell ist Ihr Werk aber trotzdem nicht. Schon nur die Lesungen sind gewaltig: Am Poesiefestival Berlin wurden 32'000 Zeilen vorgelesen, über acht Tage hinweg, während jeweils sechs Stunden.

Ich könnte mir auch eine Lesung vorstellen, die ganz kurz dauert. Wenn nämlich so viele Leute, wie das Gedicht Zeilen hat, jeweils eine Zeile sprechen, und zwar alle gleichzeitig. Dann wäre der ganze Text in drei, vier Sekunden präsent – und gleich wieder weg.

Verstehen würde man vom Inhalt allerdings nichts – wäre dann nicht alles vergebens? Einen endlosen Text zu schreiben, bedeutet sowieso ein ständiges Scheitern. Jeden Tag neh-

«Es könnte jeden Tag Schluss sein. Weil mir nichts mehr einfällt.»

me ich von neuem Anlauf, zu sagen, was ich sagen will, und sprachlich zu umkreisen, was der Sinn von allem sein könnte. Und jeden Tag scheitere ich daran.

Die Blätter, die auf Dodels Schreibpult liegen, zeigen eine filigrane Handschrift. Der Berner schreibt zuerst von Hand, tippt die neuen Zeilen anschliessend in den Computer und stellt sie online, versehen mit Anmerkungen zu den zitierten Stellen sowie mit Bildern – mal sind es Fotos, mal Abbildungen von Kunstwerken. «Nicht bei Trost» war anfänglich ein reines Web-Projekt; seit 2004 erscheint das Gedicht laufend in Buchform. Kürzlich ist der siebte Band herausgekommen.

Haben Sie selber noch den Überblick über Ihr Gedicht? Wenn ich eine beliebige Zeile zitieren würde – würden Sie sie wiedererkennen? Nein, wahrscheinlich nicht. Allerdings hat meine Website eine geniale Suchfunktion. Ich würde die Stelle schnell finden.

Beleidigt Sie das eigentlich, wenn ich sage, dass ich Ihren Text nicht im Entferntesten ganz gelesen habe? Nein, um Gottes willen. Ich bin mir bewusst, dass es einen ziemlich verwegenen Willen braucht, mein Werk zu lesen,

es gibt kein Inhaltsverzeichnis, keine Überschriften, man kann sich nicht leicht einen Überblick verschaffen.

Wie stellen Sie sich die ideale Lektüre Ihres Texts vor?

Am liebsten habe ich es, wenn ich das Material analog ausstellen kann. Am Poesiefestival in Berlin habe ich Text und Quellenmaterial über eine Strecke von nahezu 50 Metern aufgehängt, verbunden mit roten Fäden. Die Leute konnten dann ihren eigenen Weg durch den Text finden. Im besten Fall realisieren sie, dass sie selber über ein ähnliches Geflecht aus Erinnerungen und Wahrnehmungen verfügen, in dem sie sich permanent bewegen. Ich habe einfach das Privileg und die Zeit, meines zu ordnen und aufzuschreiben.

Sie haben einmal gesagt, dass es Sie nicht stört, wenn die Leute bei Lesungen einnicken.

Meinem Text zu folgen, kann anstrengend sein. Es scheint mir ein gutes Zeichen, wenn jemand in die eigenen Träume versinkt und später wieder zur Lesung zurückkehrt.

Die Zentralbibliothek der Universität Bern war früher Ihr Arbeitsplatz. Bekommt man an einem solchen Ort automatisch ein Gespür für endlos viel Text?

Die Bibliothek war nicht der Auslöser für das Gedicht, aber sie ist natürlich eine höchst anregende Umgebung. In so einem immensen Fundus kann man sich verlieren. Ich mag es, vom Eigentlichen abgelenkt zu werden, da entsteht Kreativität. Dieses Abschweifende gehört ja auch zu meinem Schreiben.

Apropos Abschweifung: In den Anmerkungen, die neben den Gedichtzeilen stehen, legen Sie Ihre Quellen detailliert offen, fast wie in einer wissenschaftlichen Arbeit. Warum?

Ich möchte zeigen, dass dieses Textil aus Worten, an dem ich webe, dank unzähliger Anregungen entsteht. Insofern ist es eine Geste der Dankbarkeit. Die Verweise belegen zudem, dass ich mit meinen Gedanken nicht allein bin.

Wann das Gedicht spätestens enden wird, ist klar: wenn der Autor unfähig ist zu schreiben infolge von Krankheit – oder Tod. Mit welchen Gefühlen blicken Sie auf dieses Ende?

Mit keinen besonderen. Ich muss mit dem Gedicht auch keinen Höhepunkt, kein Ziel erreichen. Zwar habe ich einmal einen möglichen Schluss geschrieben. Aber es muss nicht so enden. Es könnte auch jemand anderes weiterfahren. Oder ich höre irgendwann auf und fange etwas Neues an.

Das Gedicht ist publiziert auf franzdodel.ch. Zuletzt erschienen: Nicht bei Trost. Tessitura (Zeilen 36'000–42'000), Illustration: Serafine Frey, Edition Korrespondenzen, Wien 2023. 608 S., ca. 45 Fr.